

Die Erinnerungen
des Meistertänzers Juan Martínez,
der dabei war

Manuel Chaves Nogales

**Die Erinnerungen
des Meistertänzers Juan Martínez,
der dabei war**

Herausgegeben, aus dem Spanischen und
mit einem Nachwort von Frank Henseleit

1.

Paris 1914

Im geisterhaften Schatten des Moulin de la Galette, eingehüllt in die Permanganat- und Terpenterüche der Malerquartiere, wo die Rue Lepic einem steinigen Kreuzweg glich und vorbei an staubigen Gemüsegärten steil anstieg; eingenistet in dieser mondbeschiedenen Landschaft, irgendwo zwischen den bau-fälligen Häuschen um den berühmten Place du Tertre, der heute das Herz des Montmartre ist, hat sich mein Freund Martínez zur Ruhe gesetzt.

Martínez ist Berufstänzer, ein Flame aus Burgos. Er ist 43 Jahre alt, hat eine unverhohlenen jüdische Nase, die großen schwarzen Augen eines Kartäusers aus Jerez, eine leicht fliehende Stirn, die seine flämische Herkunft verrät, peinlichst genau gestriegeltes, wie Klavierlack glänzendes Haar, ungewöhnlich querstehende Schädelknochen, weil sie fraglos von unterschiedlichster Herkunft sind – arischer, semitischer, mongolischer – und eine straffe Haut, glatt wie Corduanleder.

Vor zwanzig Jahren, als Martínez an den Montmartre kam, war er ein auffällig hübscher Junge mit seidenem Halstuch, Melone und Karottenhose. Zuvor hatte er, ganz Tänzer, Sohn eines Tänzers, Kreuzung eines Madrider Straßenkötters mit allem, im Sonntagswichs eines andalusischen Strandräubers, durchaus fein herausgeputzt, in einer Mischung aus vom Sockel hauender Strotzigkeit und hochkomplexer Unmoral die Schönheit eines Dorfes, *Sole*, wie eine Unze Gold geraubt, und war mit ihr nach Paris durchgebrannt.

Er lehrte sie den liturgischen Flamenco tanzen, so, wie er aus dem Salón Burrero und dem Café Silverio überliefert wurde, mit dem Schleppenrock und den weiten, geschichteten Unter-

röcken, den *enaguas almidonadas*. Besser tanzte sie eindeutig den Trepidante aus einem keltiberischen Dorf, dessen Schlusspurt ihre ebenmäßigen Wangen erröten und ihre Brüste – wie ein Taubenkropf zwischen den Fingern – aufblähen ließ, die sie sehr hoch in ein Korsett aus echten Barten schnürte.

Unter dem pompösen Namenszug »Los Martínez« verdienten sie sich durch die Cabarets des Montmartre tanzend ihren Lebensunterhalt. Im Pigalle, im Moulin Rouge und einer Reihe Varietés, die damals unter dem Eiffelturm aus dem Boden sprossen, feierten sie große Erfolge. Er bekam die Züge eines jungen Mannes, der gewieft durch die Syrten des Montmartre der Cabarets eines Jahres wie 1914 zu navigieren wusste, zwischen den *Makrelen*, so hießen die Zuhälter am Montmartre, den schrägen Vögeln, den Scharlatanen, den Mädchenhändlern des *Chemin de Buenos Aires*, den Päderasten und Schmugglern, die den *Schnee* ranschafften, den Polypen, die sie alle erpressten, den ehrenwerten und bescheidenen Dieben. In diesem Mikrokosmos der Pariser Unterwelt findet jeder Spanier leicht den zuverlässigen Schutz illustrier wie wohlverdienter Landesgenossen.

Sole war einfach gestrickt, sehr vergnügt und herzensgut. Ohne lange zu überlegen, war sie mit diesem sympathischen Jüngling durchgebrannt und hatte für alle Zeiten das heimische Schürzlein abgelegt. Mit einer grobgliedrigen Goldkette an der Weste und immer ein paar Louisdors in der Tasche, selbst geschmückt wie ein Esel, wollte er sie auf den neuesten Stand der Mode bringen und schleppte sie in die Läden der Rue de la Paix, wo man den Frauen lange *Roben* aus aufreizendem Tüll schneiderte, mit äußerst ausladenden Silhouetten und raffinierten Dekolletés und Säumen aus Fell oder Federn. Es war die Epoche der monumentalen Hüte. *Sole*, die arme, wusste nicht, wie sich derartige Hüte überhaupt aufsetzen. Die Kämmerin eilte herbei und rückte ihn stilvoll zurecht, aber kaum ein paar Schritte auf dem Gehsteig ausgeführt, bewirkte eine bruske Kopfbewegung oder ein Stolperer beim Einsteigen in den *fiacre* – noch gab es Fiaker in Paris –, dass sich der Hut verschob, und so fuhr *Sole*, ihr lamm-

frommstes Gesicht dabei aufgesetzt, diese verunglückte Halbinsel auf ihrem Kopf spazieren, dass sich ganz Paris nach ihr umschaute.

Sie lernten Tango Argentino zu tanzen, und da sie sich bekehrten, erkannte man die perfekte Verzahnung dieses Tanzpaares. Auf einem in diesen Tagen in Paris stattfindenden internationalen Wettkampf wurden sie zu den besten Tangotänzern der Welt erkoren. Man überreichte ihnen eine Gedenkmedaille, die Sole heute noch wie ihren Augapfel hütet.

Obwohl sie sich dem europäischen Tanzstil anpassten und sofort für die Institución Libre de Enseñanza hätten arbeiten können, basierte der kontinuierliche Siegeszug allein auf seinem liturgischen und authentischen Flamenco, und Sole, die weder lesen noch schreiben konnte, hätte ohne jede Scham weiter bei den Prunys Austern essen und sich würdig mit betagten *royalistischen* Damen, berühmten russischen Herzoginnen und edlen Kokotten austauschen können. Eines Tages wartete ihnen ein Impresario aus Konstantinopel auf. Er wollte Martínez unter Vertrag nehmen, damit er in der Türkei Flamenco tanze, als Solist, auf dem Tisch. Ohne Frau und ohne Laster. Die Türken seien ein tugendhaftes Volk. Er offerierte eine exorbitante Summe. Juan und Sole ließen sich von diesem Konstantinopel berichten, fragten, bis wohin die Türkei reiche, prüften den Wert der Piaster und schifften sich in Marseille in Richtung Orient ein. Es war der 26. Juni 1914.

Vierzig Tage bevor der Große Krieg entflammte.

Martínez und die Türken

Erzählt von Martínez selbst:

Wir stolperten direkt in ein Cabaret beim Cassim hinein, eine Art Bois de Boulogne auf Türkisch mit Theatern, Cabarets, Vergnügungsparks und *dancings*. Ganz Istanbul traf dort aufeinander: reiche Türken, die ihre Sandalen abstreiften, sich in den Schneidersitz begaben, ihre Wasserpfeife anzündeten

und viele leere Stunden unbeweglich und mit glasigen Augen verbrachten; skandalträchtige Griechen, Geldverprasser und Flamen, die aus purer Freude am Flamenco ihr geleertes Glas in der Hand zerdrückten oder den Rand abbissen, auch wenn die Glassplitter ihre Lippen bluten ließen; bedeutende und wohlhabende Juden spanischer Herkunft, die, wenn ihre Gebetsstunde gekommen war, das Gelage kurz unterbrachen, ein Brevier zückten und geziemend inmitten aller zu beten begannen; französische Industrielle und Attachés, die durch ihren Missmut und ihre Knauserigkeit auffielen, im Kern aber ganz feine Kerle waren; aalglatte und durchtriebene Italiener, besoffene Russen ...

Ich hatte bei den Muselmanen einen überwältigenden Erfolg mit dem *Garrotín*, mit der *Farruca* und mit einem Tanz, der sich an *mora, morita, mora* anlehnte.

Feines Land, die Türkei, feine Leute, die Türken! Die Ausländer scherten sich nicht viel um sie. Sie störten sie nur, waren lästig. Alles war aufgeteilt: eine Seite die Türken, andere Seite die Ausländer. Wir kamen natürlich gut mit ihnen aus. Schauen Sie! Ich komme aus Burgos. Abgesehen davon fühlte ich mich in Istanbul wie zu Hause. Ich achtete ihre Sitten, respektierte ihre Allüren, und sie bewunderten meinen Tanz, applaudierten mir, luden mich in ihr Haus und mochten mich. Ich verstand mich mit den Türken, wie kein Franzose oder Deutscher sich je mit ihnen verstehen konnte. Ich meine, das hat bestimmt mit unserem, dem spanischen Charakter zu tun. Der Türke ist zuvorkommend und angenehm. Solange man ihn nicht herausfordert. Streng religiös. Man betritt das Geschäft eines Türken während er betet, dahingekniet auf seinem Teppich, und hat keine Chance, bedient oder eines Blickes gewürdigt zu werden. Damals schwelten in Konstantinopel große Dispute. Sie schieden sich in »Alttürken« und »Jungtürken«, aber diese Dispute waren rein politische Fragen, und ich habe mich nie in Politik einmischen wollen.

(Den letzten Satz sprach Martínez mit einer verächtlichen Handbewegung.)

Vor Mustafa Kemal

Das Leben war günstig: zwei Hühner fünf Piaster; das Hundert Eier vier Piaster. Massenweise Gold, massenweise Champagner. Alles aufgeteilt. Pera und Galata gehörten den Ausländern. Istanbul allein den Türken und spanischen Juden, den Sepharden. Sie lebten dort in großer Zahl. Sie sprachen ein recht seltsames Spanisch. Auf Istanbuls Bazaren besaßen sie enorme Reichtümer in Pelzen und Juwelen. Sie waren auch sehr angesehen. Die Franzosen spielten trotzdem die wichtigste Rolle. Im europäischen Viertel hingen an allen Etablissements Schilder auf Französisch. In Pera lebten mehr als zehntausend Griechen, sämtlich Besitzer von Restaurants und dergleichen. Dort verbrachten die Ausländer ihre freie Zeit. Die prächtigen Cabarets und die luxuriösen Damen fand man dort. Der Türke ist großzügig, und die schönen Frauen ließen sie verschwenderisch prassen. Ana Mac Kanzie war so eine, man nannte sie *La reina del champagne*, weil sie keinen Tag verstreichen ließ, ohne wenigstens zwanzig Flaschen Champagner zu entkorken, die ihre Bewunderer bezahlen durften. Sie war Tänzerin und hatte bereits mehrere hohe türkische Beamte ruiniert. Sie hatte einen amerikanischen Pass und war derart einflussreich, dass sie jeden aus einer Laune heraus aus der Türkei ausweisen lassen konnte. Sie war die Mieke des obersten Polizeichefs, eines Barbaren armenischer Herkunft, er erlitt einen Totalschaden. Ihretwegen wurde er degradiert, man versetzte ihn auf einen Strafposten. Als ich ihn kennenlernte, irrte er durch die Cabarets und besoff sich wegen Ana. Später habe ich erfahren, dass sie ihn, als Mustafa Kemal antrat, einen Kopf kürzer gemacht haben.

Türkische Galanterie

Der Türke – fährt Martínez mit seiner Schilderung fort – scherte sich weder viel noch wenig um die Frauen. Er nahm sie sich,

wenn er sie brauchte, so als greife er zur Wasserpfeife, und er entließ sie, wenn er ihrer überdrüssig war. Wohlgemerkt: er entließ sie als aufmerksamer, galanter Beschützer. Haben Sie mit einer türkischen Frau schon einmal Artigkeiten ausgetauscht – nun, ich habe das Süßholzraspeln noch nicht verlernt –, aber aufpassen, obwohl sie kein Sterbenswörtchen versteht, stehen Sie mit einem Bein im Gefängnis. Die Frauen gehen in Schwarz auf die Straße. In den Straßenbahnen gab es für sie reservierte Bereiche. Gingen sie zu Fuß, lief der Mann zwei, drei Meter hinter ihnen, so als lief er allein. Den Schleier trugen sie offen, und wenn sie einem Ausländer über den Weg liefen, ließen sie ihn vor das Gesicht fallen. Die jungen warteten kürzer oder länger damit, je nach Liebreiz. Die Alten und Hässlichen gingen immer verschleiert. Ihnen war es untersagt, sich europäisch zu kleiden. Lediglich einige Damen aus der Aristokratie wagten dies, allerdings gingen sie so nicht auf die Straße. Keine, ob arm oder reich, ließ sich an den Fenstern blicken oder trat auch nur vor die Tür. Die Alten rauchten wie Schloten. Ich betrat regelmäßig viele Häuser von reichen Türken, denn ich unterrichtete ihre Frauen und Töchter in Flamenco. Die Stunden gab ich stets in Anwesenheit zweier furchterregender Eunuchen, die mit gekreuzten Armen alles beobachteten und mit einem breiten Grinsen meine Sorge vertrieben, ich möge bloß keine Hand auf die Schülerinnen legen, während ich ihnen den *Jaleillo* der Hüften beibrachte, der im Flamenco die Freude ausdrückt. Ich hatte brisante Momente dabei durchzustehen, denn die Schülerinnen wechselten irrtümlich in die Kreisbewegung des sogenannten *molinete oriental*, die, wie jedermann weiß, nichts mit Flamenco zu tun hat, aber sie hat ihren Reiz. Die Türken haben zweierlei Arten Tanz: den schicklichen und den pikanten. Den schicklichen führt man in den großen Sälen als Spektakel auf; den pikanten tanzt man nur verborgen, in den kleinen Cabarets und in den Privathäusern. Die Türkin tanzt eine Art Rumba mit bebenden Schultern und dem Spiel der Hüften. In den Cabarets nähert sie sich langsam dem Tisch, an dem ihr *Freund* sitzt, und in

einer gewissen gesteigerten Anspannung wirft sie ihren Oberkörper nach hinten, bis ihr *Freund* eine Silbermünze hervorholt und sie ihr ins Bustier steckt. Sie nimmt alsdann die Münze und wirft sie den Musikern zu. In Konstantinopel war es Brauch, den Musikern Geld zuzuwerfen. Gewisse »Trottel« warfen ihnen sogar Gläser und Flaschen zu. Sie fanden es belustigend, die Instrumente der Musiker zu zerschlagen und sie ihnen hernach teuer zu erstatten. Wenn sich eine türkische Tänzerin Schritt für Schritt dem Tisch eines ausgeguckten Prachtkerls näherte, erhob sich der Glückliche, ergriff ein Tüchlein bei der Spitze, trat hinzu, und tanzte vor ihr im gleichen Rhythmus. Der Mann tanzte nach und nach auf sie zu, und sie wich kokett tanzend zurück. Ein amüsantes Pantomimenspiel. Die türkischen Tänzerinnen waren bauchfrei, damit man, wie es heißt, die Makellosigkeit ihrer Bewegungen erkannte.

Das Verhältnis zwischen Männern und Frauen war von reichlich Heuchelei geprägt, mehr will ich nicht sagen. Wenn du dich mit ihnen verständigen wolltest, musstest du mit aller Vorsicht zu Werke gehen. Die galanten Damen machten ihre Eroberungen am Nachmittag, in den öffentlichen Parks. Die Dame und der Herr verständigten sich dank eines ausgeklügelten Sprachsystems der Sonnenschirme, der Spazierstöcke und der Tücher wortlos über die Distanz.

Der Pfarrer am Flügelhorn

Wenige Tage nach unserer Ankunft gab es die Kriegserklärungen. Ich schenkte dem keine Beachtung, bis unsere Theaterdirektoren, Franzosen, uns mitteilten, dass sie uns nicht auszahlen könnten, dass sie schließen und abhauen würden. Wir machten uns auf den Weg zum spanischen Konsul. Wie allen Konsuln der Welt erging es auch unserem, er konnte nichts machen. Ich ging runter zum Hafen. Lediglich drei Kähne standen für Tausende Franzosen bereit, die innerhalb von drei

Stunden eingeschifft werden sollten. Für Frauen gab es keine Plätze. Nach vielem Hin und Her besorgte mir die diplomatische Vertretung von Frankreich eine Überfahrt, aber ich lehnte ab, da mir die Säcke keine zweite für Sole geben wollten. Überfüllt liefen die Schiffe aus. Bis in die Masten waren die Leute geklettert. Viele Franzosen, vornehmlich Frauen, blieben ohne Passage. Als sie mit ansehen mussten, wie sich die Schiffe entfernten, schrien die Frauen gellend vor Schmerz, zerkratzten sich die Gesichter und warfen sich vor Verzweiflung auf den Boden. Der Krieg überrannte uns abermals, und wir machten uns heftige Vorwürfe. Wir begriffen gleich, dass wir die Situation mit mehr Anstand zu meistern hatten. Ich stand am Rand der Mole und sah zu, wie das letzte französische Schiff verschwand. Am Heck, direkt unterhalb der *Tricolore* stand ein französischer Geistlicher, in Sutane und Priesterhut, und als das Schiff die Leinen loslegte, zog er ein Flügelhorn hervor und blies mit geblähten Pausbacken die *Marseillaise*. Mit hochrotem Gesicht und herzergriffen blies er sie, bis wir ihn nicht mehr sahen oder hörten.

Die Arbeit des Übersetzers wurde unterstützt
durch die Kunststiftung NRW.



Erste Auflage Berlin 2015
© 2015 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Str. 7 | 10437 Berlin
info@matthes-seitz-berlin.de
Titel der Originalausgabe: *El maestro Juan Martínez
que estaba allí* (1934)
Die Übersetzung folgt dem Text der 10. Auflage (2010)
der 2007 bei Libros del Asteroide, Barcelona,
erschiedenen Ausgabe.

Umschlaggestaltung: Falk Nordmann, Berlin
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-95757-141-0

www.matthes-seitz-berlin.de